



Feierabend



Kleines Mädchen vom Warenhaus ...

Von Paul W. Kirch.

Ich saß in „Heck's-Lunchroom“, und weil es in den Niederlanden überall solche „Heck's-Lunchrooms“ gibt, will ich gleich erklären, daß es in Amsterdam war. Ich saß also im Hintergrund des riesigen, mit tausenden Lichtern überfüllten Lokals und schlürfte behaglich meine Melange. Eine Jazzkapelle spielte die neuesten Schlagerlieder und eine unübersehbare, sich immer verändernde Menschenmenge wogte vor meinen Augen hin und her. Man lachte, plauderte und manche sangen gar den Text der Schlager, die das Saxophon im Raum erklingen ließ.

Schon die längste Zeit beobachtete ich ein junges, hübsch gekleidetes Mädchen, das vis-à-vis an einem Tisch saß, in verschiedenen Magazinen blätterte und, wie mir schien, hin und wieder über den Rand der Feste guckte und mich beobachtete.

Einmal fing ich wirklich ihren Blick — und sie errötete.

Hübsches Mädchen, dachte ich mir und begann zu lokettieren.

Nun, ich lächelte, als ich das Erröten sah, stand auf, ging hin und fragte:

„Bitte, würden Sie mir eines der Magazine borgen?“

Ich spreche das Holländische ganz gut, aber so gut nicht, daß man nicht den Deutschsprechenden in mir erkennen würde.

„Duitsch?“ fragte das Mädchen und kramte einige deutsche Magazine aus dem internationalen Berg.

„Danke“, erwiderte ich, und weil ich doch unbedingt etwas sprechen wollte, fragte ich, ob sie deutsch sprechen könne.

„Nein — warum?“

„Ach! Ich sah Sie da in den deutschen Heften blättern und war der Meinung, daß Sie darin auch lesen.“

„Nein — ich kann nicht Deutsch und ich habe mir nur die Bilder angesehen, mein Herr.“

„Ohm“, ich machte eine Wendung, als wollte ich vom Tisch gehen.

„Aber Sie sind doch sicher ein Deutscher, nicht?“ hielt mich da mit etwas nervöser Stimme die Kleine zurück.

„Ein Österreicher“, stellte ich richtig. „Ich komme aus Wien!“

Langsam griff ich dabei nach einem in der Nähe stehenden Stuhl.

„Gestatten Sie?“

„Natürlich — bitte“, beeilte sich meine neue Bekannte zu sagen.

Die Verbindung war also hergestellt.

„Wie gefällt es Ihnen in Amsterdam, mein Herr?“

Die Kleine hatte ihrem Täschchen, das auf dem Tisch lag, eine winzige Zigarettenbox entnommen, dieser eine Zigarette und schob das weiße, schlanke Ding zwischen die rotgeschminnten Lippen.

„Amsterdam ist schön; sehr schön — und besonders das Altertümliche, die Museen und gewisse andere Sehenswürdigkeiten, so wie die Grachten — das ist doch alles wunderbar!“

Sie suchte Feuer.

„Könnten Sie mir Feuer geben, mein Herr — ich dürfte mein Feuerzeug daheim vergessen haben.“

„Leider — ich bin Nichtraucher und trage deshalb auch weder ein Feuerzeug noch Streichhölzer bei mir.“

„Oh! Sie rauchen nicht? Was sind Sie für ein Mann?“

„Ich glaube, ein ganzer“, meinte ich kühl. Etwas an dem Mädchen kam mir zu gemacht vor. So wie es sich hier gab, so war es in Wirklichkeit nicht. Ich begann genauer zu beobachten.

Eine der Kellnerinnen (bei Heck sind nur Frauen als Bedienungspersonal angestellt) konnte meiner neuen Bekannten Feuer geben und bald blies diese den blauen Rauch zur Decke.

„Was machen Sie eigentlich in Amsterdam“, fragte mich das Mädchen, so ganz plötzlich von dem gewöhnlichen, nichtsagenden Thema, das wir uns bis nun geleistet hatten, abkommend.

„Schreiben — schauen — lernen“, war meine Antwort.

„Ach; Sie sind sicher Schriftsteller, nicht?“

„Leider“, scherzte ich.

„Leider? Oh, warum leider? Es muß doch herrlich sein!“

„Ich sage nicht, daß ich es nicht gern bin, nein, keine Rede — aber man hat doch so seine

Sorgen, überhaupt, wenn man noch nicht am Ziel ist.“

Ich machte mich absichtlich interessant, denn ich wollte mit der Kleinen nicht nur eine Augenblicksbekanntschaft geschlossen haben, ich wollte sie noch einmal sehen — wo anders sehen, sehen, ob sie so sei, wie sie sich gab.

Und wir machten uns ein Rendezvous aus.

„Auf der neuen Brücke, gut?“

„Gut“, stimmte ich zu. „Um?“

„Morgen abend.“

„Warum abends — haben Sie unter Tags keine Zeit?“

Das Blut schoß ihr zu Kopf. „Nein — ich — habe morgen viel Einkäufe zu besorgen.“

„Gut! Dann um — wann? — Welche Zeit?“

„Um halb neun Uhr.“

*

„Broom v. Dreesman.“

Wenn man die großen Städte der Niederlande besucht, kommt man immer wieder in den Zentren mit riesen hasten Bauten zusammen, die mit ebenso riesenhaften Lettern diese zwei Namen tragen. Diese Bauten sind die Verkörperung des Kapitalismus in ungeheuren Dimensionen. Und unten, wo hunderttausende Menschen auf asphaltierten Gehsteigen wandeln, sind riesige Schaufenster. Man kann hier alles, was das Herz begehrt, sehen und, wenn man die nötigen Geldmittel hat, auch kaufen. Für die Eleganz zahlungskräftiger Leute und für die billige Kleidungsöglichkeit einfacher Leute wird gesorgt. Es ist ein Warenhaus im allergrößten Maßstab und mit vielen, riesigen Filialen.

Ich wanderte die eine Front des riesigen Warenhauses ab, guckte da und dort in die Schaufenster, verglich die Breite der Kleider mit den in Österreich üblichen, studierte die Menschen, die neben mir standen und in die Auslage blickten. Es war ein herrlicher Sonntag und die liebe Sonne strahlte gütig auf die asphaltierten Straßen und Gehsteige, die eine ziemlich unerträgliche Hitze ausströmten. Autos brummt, hupten, quietschten. Fahrräder sausten in unheimlicher Zahl und Geschwindigkeit durch die Straßen und irgendwo klingelte ein „Jifco“-Mann.

Die zweite Front des Warenhauses nehmend, blieb ich plötzlich wie gebannt stehen.

„Bardon!“ rief ein Mann hinter mir, weil er mich fast niedergedrückt hätte, wo ich doch nur selbst daran schuld gewesen wäre.

Was hatte ich auch in so einer belebten Straße stehen zu lassen?

Ja — das kam davon!

In einem der riesigen Schaufenster bewegten sich zwei Mädchen, die soeben dabei waren, neue Kostüme, die im Verkaufsstall wahrscheinlich gebraucht worden waren — wieder an Ort und Stelle zu geben.

Und eines dieser Mädchen — war meine Bekannte aus „Bed“.

Ich machte mich nicht bemerkbar, hielt mich etwas abseits, beobachtete das Mädchen aber genau. Nun — nun war sie, was sie war.

Ihre schmalen, weißen Hände legten Falten in die Kleider und festigten sie mit Stednadeln. Anscheinend aber ging es etwas zu langsam, denn ich sah plötzlich im Hintergrund eine Glasür aufgehen und eine ältere Dame die beiden Mädchen ansprechen. Daraufhin ging die Arbeit noch flotter, und einige Minuten später verschwanden die beiden Mädchen.

So hatte mich meine Menschenkenntnis am Tage vorher, das heißt am Abend, doch nicht getäuscht. Ich hatte richtig gesehen.

Und nun wollte ich eine „Mission“ erfüllen.

*

Am Abend.

Auf der neuen Brücke.

Halb neun Uhr.

„Fräulein, Sie sind sehr pünktlich.“

„Oh — bitte — Pünktlichkeit ist eine meiner Eigenschaften.“

„Also — man könnte sagen: eine Tugend.“

Wie sonderbar leicht ich sprach. Nun, da ich wußte, daß sie in Wahrheit doch anders war, als sie sich gab.

Und kaum eine Viertelstunde später wanderten wir den Hafen entlang. Und da, im Angesicht der vielen stillgelegten Schiffe, im Angesicht der vielen Zeugen einer ungeheuren Weltunordnung, begann ich plötzlich absichtlich von ernstesten Dingen zu sprechen.

Vorerst wollte sie nicht recht. Sie sah mich immer so mißtrauisch an, als ich aber nicht locker ließ und sie wahrscheinlich nicht unhöflich sein wollte, begann sie zu sprechen. Sprach — gemacht und geschraubt wie eine Dame aus „besserer Gesellschaft“ und wollte mir schließlich gar weiß machen, daß der Papa selbst ein Fabrikant wäre.

Das schlug dem Faß den Boden aus, und ich hätte mich schon fast nicht mehr halten können. Kein — mit solchen Menschen muß man Geduld haben. Man muß sie nicht vor den Kopf stoßen — denn es gibt solche, die an die eigenen Träumereien glauben.

So wanderten wir durch halb Amsterdam, und endlich fand ich es an der Zeit, daß wir uns trennten.

Auf der neuen Brücke verabschiedete ich mich.

Sie sah mich mit großen Augen an.

„Und wir werden uns nicht mehr sehen?“

„Vielleicht“, sagte ich kurz und hielt ihre Hand etwas länger als nötig in der meinen.

„Vielleicht — aber sicher ist es nicht.“

„Es war so kurz“, lächelte sie krampfhaft.

„Und so seltsam, nicht, Fräulein?“

„Wie meinen Sie das? Ich verstehe nicht recht.“

„So — Sie verstehen es nicht recht? Nun, passen Sie auf — kleines Mädel vom Warenhaus . . .“

Sie wollte fliehen, das spürte ich an dem Zug ihrer kleinen, weißen Hand, die in meiner Rechten lag und unbarmherzig gehalten wurde.

„Mein Herr!“

Ihre Stimme klang erschrocken. Scheu sahen ihre Augen zu mir auf. Sie zitterte am ganzen Körper.

Ein Schutzmann, der an uns vorbeiging, sah nach uns.

„Still —“, flüsterte ich. „Sie müssen keine Angst haben und müssen mir nun geduldig zuhören, so wie ich Ihnen geduldig zugehört habe.“

„Aber — Sie . . .“, stotterte das arme Ding und wurde ganz verlegen.

„Nun — sehen Sie; man soll nicht anders scheinen wollen, als man ist. Und Sie haben es wirklich nicht nötig, meine Dame zu spielen. Sie — Sie liebes, frisches Mädchen — Sie

sollen lieber ein aufrichtiger, freier Mensch sein — und nicht verleugnen, wer Sie sind, wohin Sie gehören. Verstehen Sie mich? Ja? — Denn es ist nicht wahr, daß der Mensch gut ist, wenn er sich selbst verleugnet. Es ist nicht notwendig, daß der Mensch seine Frischaheit unter Schminke und falscher Eleganz verbirgt — versuchen Sie andere Wege — bessere Wege; Wege, die Sie gehen sollen — und wenn wir uns wieder sehen sollten, dann als Freunde.“

Sie war erschaut. Sie konnte sich nicht fassen — und ich glaube, sie hat auch mich nicht ganz begriffen. Aber, wenn ich wieder einmal nach Amsterdam komme und ich werde bei Broom u. Treeman vorbeigehen, und ich sehe das kleine Mädel vom Warenhaus, so werde ich es höflich grüßen, und vielleicht nicht es mir dann freundlich zu. Vielleicht weiß sie dann, daß sie „nur“ eine Arbeiterin ist, nichts weiter.

Das Wunder am Bosporus.

Von Josef Rothhammer.

Sanfte Hügel kränzen das blaue „Schwarze Meer“ ein. Ihre Konturen heben sich scharf vom Nachthimmel ab. Wir liegen auf offenem Deck und sehen in die unermeßliche sternenglihernde Weite des Firmaments. Phantastisch hell zieht sich die Milchstraße über uns hin und unter uns wirbelt das Wasser in der Bewegung der Schiffschraube. Die Luft ist warm und süß. Wir schlafen . . . (für unser gutes Geld auf blankem Eisen).

Der Morgen offenbart uns das Wunder am Bosporus, das Schönheitswunder der Wasserstraße vom Schwarzen Meer nach Istanbul. Hügel voll südlicher Bäume bilden die Ufer, schroffe gelbe Felsen durchbrechen romantisch das Bild der Landschaftsharmonie, Segelboote im hellsten Sonnenglanz beleben es. Wir sind beinahe am Ziel unserer Fahrt: dicht vor Konstantinopel. Es währt allerdings noch so lange, daß die Sonne Zeit hat, die angenehme Morgenwärme in die Blut eines subtropischen Vormittags zu steigern. Als wir die Häuser Konstantinopels sehen, tanzt über ihren Dächern der gelbe Schimmer der Hitze. Das alte ausgebrannte Parlament der ehemaligen türkischen Hauptstadt fällt uns zuerst in die Augen. Dann wachsen die Häuser des Fremdenviertels Pera buchstäblich aus dem Boden in das Firmament. Es mutet an, als landeten wir vor einer wild emporgeschossenen nordamerikanischen Großstadt. Sechs- und siebenstöckig drängen sich die häßlichen Bauten aus dem Hintergrund und zeigen trostlos Brandmauern gegen die Nachbarn. Auf der Halbinsel zwischen Bosporus und Goldenem Horn ist der Boden ebenso teuer wie der Luftraum billig ist, und das neue Konstantinopel, das Istanbul der Gegenwart, ist rasch gewachsen. Daher die häßliche Regellosigkeit der Stadtanlage. Am linken Ufer aber, das schon Kleinasien heißt, steht Strohdach an Strohdach: Skutari, das halbverfallene Eingeborenenviertel der alten Türkenhauptstadt.

Inzwischen sind wir ganz nahe an den Kai gerückt und sehen nun schon nach Galata und nach Stambul, den beiden andern Stadtteilen, die mit Pera zusammen das neue Konstantinopel bilden. Wir sehen die Spitzen der weißen Minarets in den blauen Himmel stechen und sehen die mächtigen Kuppeln der größten Moscheen von Stambul. Stambul ist türkisch, Galata vorwiegend griechisch und Pera das internationalste Stadtviertel, das Europa kennt. In allen gangbaren Sprachen, kauf-

männisch ausgedrückt, schreien die Insassen der unzähligen Boote zu den Schiffspassagieren hinauf und bieten ihnen den Himmel Mahls in den von ihnen vertretenen Hotels an. Es sind doch vorwiegend Türken an Bord. Weil man aber nicht wissen kann, so probiert's ein Dienstmann mit dem Schlachtruf: „Deutsches Hotel Stadt Wien“. Im sind wir ausgeliefert, denn wir haben kein türkisches Geld in der Tasche, müssen aber doch ans Ufer fahren . . .

Konstantinopel ist ein teures Pflaster für Fremde, und es kostet für bescheidene Verhältnisse einen schönen Baghen Geld, bis man einschließlich aller Siebenfachen an Land ist; in einer deutschen Pension, die unter Wassermangel leidet, sonst aber ganz passabel ist. Wir bezahlen europäische Weltstadtpreise für die Unterkunft einschließlich des unerhörten Straßenlärms, der auch durch die dichtesten Vorhänge dringt und uns nach dem ruhigen Erleben der vorangegangenen Tage am Schwarzen Meere doppelt empfindlich trifft. Man glaubt hierzulande, daß Lärm die beste Reklame ist, und so klingelt und scheppert die Unzahl der Straßenverkäufer mit allen möglichen Instrumenten. Dazu der übliche Straßenlärm einer Großstadt.

Amethin sind wir erst in Pera. In der Unterstadt Galata kommt dazu das Mienen unzähliger Kagen, und in Stambul vereint sich das alles mit dem Lärm in den alten Basaren, der größer als die Qualität und Preiswürdigkeit der angebotenen Waren ist. Grundfäglich die Hälfte bieten und hartnäckig nicht mehr bezahlen — das ist der einzige Ausweg, um nicht ausgeräubert zu werden.

Konstantinopel ist wohl die ärmste Weltstadt Europas. Ein Abendbummel durch Pera zeigt gänzlich leere Lokale. In den Gassen von Galata brütet das Elend hinter zerbrochenen Fenstern, und Stambul liegt tot wie ein Dorf ohne Anschluß. Wir sprachen Türken und Deutsche, spanische Juden und griechische Straßenhändler: sie sind sich eins in der Klage, daß die Türkei von der Krise am härtesten betroffen wurde. Ausländische Spezialarbeiter haben ja bisher ganz gut verdient, aber ein Regierungserlaß verbietet nicht nur den weiteren Zugang, sondern stellt den bereits seit Jahren Ansfässigen die Bedingung, innerhalb eines Jahres die Türkei zu verlassen. Der einheimische Arbeiter verdient etwa eine Mark täglich, ist aber nach dem Urteil der Ausländer auch nicht mehr wert. Er kann wohl auf sei-

nem breiten Rücken ungeheure Lasten tragen; der Bau der anatolischen Bahn bewies aber, daß er teils zu unfähig, teils zu faul ist, systematische Arbeit zu leisten. Unterstützungen wegen Arbeitslosigkeit (die in Konstantinopel sehr groß ist) kennt man hier so wenig wie in den Balkanländern. Zwar wird seit einiger Zeit eine Art Krisensteuer erhoben, aber Angora, die neue Hauptstadt, ist weit, und Kemal Pascha ist ein mächtiger Diktator. Er braucht keine Rechenschaft darüber zu geben, was er mit den Steuern anfängt. Gerade so viel spricht man in Konstantinopel über Politik. Ein Wort mehr könnte gefährlich werden. Daß die Polizei die erste Macht im Staate ist, erhellt schon aus der Nebenache, daß sie von uns als Journalisten bei An- und Abmeldung gleich vier Photos pro Mann forderte, um die weitgehendste Kontrolle über unser Tun und Treiben ausüben zu können. Allerdings muß auch der gewöhnliche Reisende schon zwei Photos hinterlegen, wenn er in der Türkei ungeschoren bleiben will.

Die Wunder Konstantinopels sind seine unergleichlich herrliche Lage am Bosphorus und die Moscheen von Stambul. Allah wohnt in Zwingburgen; so mächtig wölben sich die Kuppeln über diese Mauern; und er wohnt inmitten eines Glanzes ohnegleichen. Kostbare Teppiche bedecken die Niesenhalle der Hagia Sophia, wundervolle Kacheln aus Fayence schmücken die Wände in der Kirche Sultan Ahmet. Die grüne Fahne des Propheeten schwingt mächtig über die Gläubigen, die barfuß und demütig unter ihr hoden und ihre Körper nach Mekka neigen. Melancholisch klingt die Füstelstimme eines betenden Greises in die Dämmerung der zweiten Kuppel. Der Fremde erlebt erschauernd die Inbrunst eines Glaubens, dem die Mächtigkeit der Moscheen eindrucksvoller Hintergrund ist.

Wir atmen aus, als wir die Hagia Sophia verlassen und in das Licht eines wundervollen Tages treten. Es vergoldet die Mauern des Serails, in dem die Sultane vieler Generationen Frauen, Gold und Edelsteine angehäuft haben. Der Park des Serails zieht sich hinunter nach den Wassern des Bosphorus. Ein Denkmal Komal Paschas aber, des Diktators im Smo-king, schließt die Herrlichkeit gebieterisch und symbolisch ab.

Allah hat seine schirmende Hand von Istanbul gezogen. Unter dem verbliebenen Glanze der Sultane ist der Schmutz sichtbar geworden, der dieser Stadt heute den Stempel des Verfalls aufdrückt. Wir nehmen leichten Herzens Abschied.

Land, das nie ein Menschenfuß betreten hat.

Die bisher größte arktische Expedition unter der Führung von Dr. Lange Koch ist an Bord der beiden Fahrzeuge „Gustav Holm“ und „Gustav Gotthaab“ aus Grönland zurückgekehrt. Dr. Koch betonte, daß die Expedition ungewöhnlich gute Arbeitsbedingungen vorgefunden habe. Der Dampfer „Gustav Holm“ sei bis zu 79,10 Grad nördlicher Breite vorgedrungen, was einen Rekord bedeute, da bisher noch kein Schiff so weit nördlich gewesen sei. Man habe Untersuchungen auf einem Gebiet vorgenommen, das vorher kein menschlicher Fuß betreten habe.

Bei der Ausfliegung der grönländischen Nordostküste seien vollkommen kahle, wüstenähnliche Landstriche ohne Niederschläge und daher auch ohne Eisbildung oder Schnee entdeckt worden. Dort gebe es weder Pflanzen- noch

Tierleben. Bei einem Erkundungsflug in nördlicher Richtung habe man die nördlichen Teile von Christian-Land untersucht und die Beobachtungen des Fliegers Gronau in bezug auf weite Landstrecken bestätigt gefunden. Es gebe dort mindestens vier Gebirgsmassive mit Bergspitzen von 4000 bis 4300 Meter Höhe. Im ganzen sei es von der Luft aus gelungen, 300.000 Quadratkilometer zu kartieren. Um diese gewaltige Arbeit zu ermöglichen, mußten die Flugzeuge 40.000 Kilometer zurücklegen.

Ueber die Goldfunde dürfe man sich keinen übertriebenen Hoffnungen hingeben. Die Goldmengen seien zu gering, um praktischen Ausbeutungswert zu besitzen. Sehr reich sei die Ansbeute an Verfeinerungen aus der Devon-

Periode und besonderes wissenschaftliches Interesse komme den vierbeinigen Fischen zu, die man in Mengen gefunden habe und jetzt nach den Verfeinerungen genau beschreiben könne. Außerdem habe man den Stammbaum aller zurzeit lebenden Fischarten entdeckt. 20.000 Exemplare der verschiedenen versteinerten Uebergangsformen habe er in fünfzig Kisten mitgebracht. Die Untersuchung werde mehrere Jahre in Anspruch nehmen. Der Dampfer „Gustav Goodhaab“ sei von Skoreby-Sund aus in einem Fjord eingedrungen, der nicht weniger als 300 Kilometer lang und 1450 Meter tief sei. Man habe es also zweifellos mit dem tiefsten und längsten Meeres Einschnitt der Welt zu tun.

Leopard und Riesenschlange.

Von H. W. Martin.

Nach einer mehrwöchigen, erfolgreichen Jagdexpedition am oberen Kongosfluß entschloß ich mich, auf einer waldigen Anhöhe des Ufers mein Lager aufzuschlagen, in der Absicht, die zahlreichen Jagdtrophäen von meinen eingeborenen Begleitern reinigen und trocknen zu lassen. Dazu war ein Aufenthalt von mindestens einer Woche nötig. Auch tat die Ruhe nach den anstrengenden gefährlichen Märschen wohl.

Am zweiten Tage meiner Rast kam mein „Fundi“ (spurensuchender Negerjunge) zu mir und erzählte mir, er wäre einem Leopard auf die Spur gekommen. Aller Wahrscheinlichkeit nach ging das Raubtier an jedem Morgen zur Tränke an den Fluß. Diese Gelegenheit wollte ich mir nicht entgehen lassen und hielt nun täglich Ausschau nach ihm, in der Hoffnung, ihn zur Strecke zu bringen.

Bei Tagesanbruch bestieg ich einen Ameisenhügel, den meine Leute tags zuvor mit dünnem Reisig rings herum bedeckt hatten. Eine schmale Oeffnung diente mir als Eingang. Dieser Luginsand bot mir Deckung und einen vorzüglichen Ausblick. Oft wartete ich so zwei bis drei Stunden lang, bewegungslos, das Gewehr zur Seite. Während dieser Wacht am Kongosfluß wurde die Eintönigkeit des Wartens durch das Kommen und Gehen der ganzen Fauna Afrikas angenehm unterbrochen. Rhinocerosse, alle Arten von Antilopen, Wasser- und Buschböcke, Zobelantilopen, wilde Büffel labten sich am Fluß. Von Zeit zu Zeit konnte ich das Grunzen des Flußpferdes hören und sah die häßlichen Schädel dieser Tiere aus dem Wasser ragen. Der größten Gefahr war ich durch die zahlreichen Krokodile ausgesetzt, die in breiten Scharen den Kongosfluß durchschwammen und ausgerechnet zu der Zeit, als ich mich im Ameisenhügel verborgen hielt, ans Land krochen, um nach Frühstück Ausschau zu halten.

Endlich glückte es mir eines Morgens, den Leopard zu sichten und zu gleicher Zeit wurde ich Augenzeuge eines einzigartigen Naturschauspiels. Nicht weit von mir schritt ein Buschbock geruhig einher. Manchmal stand er regungslos und lauschte, dann graste er wieder ruhig weiter, dann stemmte er wohl auch einmal die Vorderbeine gegen den Stamm eines Baumes und biß die jungen, saftigen Blätter ab. Da bemerkte ich eine leichte Bewegung in den höheren Zweigen des Baumes, unter dem der Bock stand. Nun ist man in der Wildnis gewohnt, dem geringsten Geräusch und der leisesten Bewegung Aufmerksamkeit zu schenken, denn überall droht Gefahr. Zunächst dachte ich, daß ein Vogelpaar in dem Baume

nistete. Möglich aber neigten sich die Zweige wie unter einer schweren Last. Ich wäre gar nicht überrascht gewesen, wenn der Leopard plötzlich vom Baume gesprungen wäre, denn Leoparden sind gute Kletterer. Nach angestrengtem Spähen konnte ich die Umrisse einer Riesenschlange feststellen, die sich mit ihrem gewaltigen Leib um den Stamm des Baumes wand. Ihrer Lage nach hatte sie ihr ganzes Interesse auf den Buschbock gerichtet.

Ich war unentschlossen, was zu tun. Sollte ich sie erschießen oder das Weite suchen? Ein Schuß war immerhin riskant. Ein Kopfschuß hätte das Reptil allerdings sofort getötet, ein Seitenschuß aber nur verletzt, seine Wut gereizt und das hätte mir übel bekommen können.

Da wurde ich aus meiner Unentschlossenheit durch das unerwartete Auftauchen eines Leoparden gerissen. Mit einem gewaltigen Satz sprang die Riesenschlange auf den Bock zu, dem durch den heftigen Anprall das Genick gebrochen wurde. Der Leopard fiel über sein Opfer her, um das Blut auszusaugen. In dem gleichen Augenblick war die Riesenschlange vom Baum geslitten, um allem Anschein nach den Leoparden samt seiner Beute zu umschlingen und zu Tode zu drücken. Der Leopard mußte jedoch ihre Nähe gewittert haben, denn er war aufgesprungen, so daß das Reptil nur den toten Buschbock umwürgen konnte. Eine Sekunde lang verhielten sich die beiden Gegner so still, als wären sie zu Stein erstarrt. Keiner von ihnen wollte das Feld räumen, der Leopard nicht, denn er hatte vom Blut gekostet und die Riesenschlange nicht, denn eine Boa läßt sich ein einmal umschlungenes Opfer nicht entreißen.

Wie auf ein Kommando begann der Kampf. Die gelbe Kacke stürzte sich mit Wucht auf die Schlange und brachte ihr am Rücken eine furchtbare Wunde bei. Durch diese Verletzung zu grenzenloser Wut gereizt, begann das Reptil nun, sich zu verteidigen, indem es den Kopf fast zwei Meter über die Erde erhob, ihn hin- und herwiegte, Scheinangriffe unternahm, bald von links, bald von rechts den Leoparden anging, wie ein Boxer, der eine Stelle bei seinem Gegner sucht, um zuzustößen. Der Leopard war sich seiner gefährlichen Lage völlig bewußt. Er versuchte sich durch Rückwärtspringen zu flüchten. Die Riesenschlange verfolgte ihn mit unglaublicher Schnelligkeit, streckte sich ihrer vollen Länge nach auf den Boden und schlug mit dem Schwanz nach der Raubkacke. Der Leopard fiel hin und über- schlug sich dabei zweimal.

Ehe es ihm gelang, wieder auf die Beine zu kommen, hatte ihn die Schlange wie ein

Blitz erfasst und begann nun mit der tödlichen Umarmung ihrer Kiefenkrast ihn zu erdrücken.
Im letzten Augenblick seines Daseins nahm der Leopard noch Raube. Er biß der Schlange die Kehle durch. Ihr Körper wurde steif und nach einigen Zuckungen lagen die beiden Kämpfer leblos nebeneinander.

Weiteres.

Ganz unglaublich. Auf dem Kurfürstendamms begegnen sich zwei. Feuerstein und Feilich en... „Kannst du dich noch erinnern, Feilich,“ fragt Feuerstein, „an den Rebich, den Hirsch, den Kabinatskandidaten.“ „Nicht werd' ich mich an ihn erinnern,“ meint Feilich, „wo er mir doch noch immer zehn Mark schuldig ist.“ „Na dent — der Hirsch ist heut' Oberrabbiner geworden in Frankfurt am Main.“ Feilich ist perplex. „Was,“ schreit er, „als Jud?“

Beim Arzte. „Herr Doktor, das rechte Ohr tut mir furchtbar weh! Kaum zum Aushalten ist's.“ — „Und das linke?“ — „Da spür' i gar nix an.“ — „Gut, ich schaue mir das rechte Ohr einmal genau an. Ja. mein lieber Freund, Sie haben da eine ausgesprochene Mittelohrentzündung. Die ist freilich schmerzhaft.“ — „Was haben's da g'sagt? Mittelohrentzündung?“ — „Jawohl! Mittelohrentzündung.“ — „Nein, Herr Doktor, da sind's irrig. I hab' auf der rechten und auf der linken Seiten an Ohr, aber in der Mitten hab' i keins. Da hab' i d' Rajen.“

Der Stärkere. „Hör mal, Pauschen, warum hat dich eigentlich dein Vater geschlagen?“ — „Na, er ist doch der Stärkere!“

Schottisch. „Sie kaufen gar keine Zigaretten mehr, Mister McDonald?“ — „Nein, ich will ein gutes eBef tun und meinen Bekannten das Rauchen abgewöhnen!“

Gerechtigkeits. „Krause,“ sagte der Lehrer streng, „ewig dieser Unfsua, sber dich zur Klasse hinaus!“ — Krause geht, begleitet von dem achtungsvollen Schweigen der Klasse. Als sich die Türe geschlossen hat, erhebt sich ein Gemurmel. — „Was ist los?“ fragt der Lehrer. „Na, rede schon, Müller!“ — „Herr Lehrer,“ sagt Müller hochig, „die Klasse meint bloß, Krause macht Unfsinn und darf die Klasse verlassen. Und wir, die anständigen Elemente, müssen drin bleiben. Wo ist da die Gerechtigkeit?“

Bei der Rekrutenaushebung. Regimentsarzt: „Haben Sie einen Fehler?“ Rekrut: „Ja, einen Sprachfehler.“ Regimentsarzt: „Das macht nichts! Beim Militär haben Sie sowieso das Maul zu halten!“

Blindiger Beweis. „Du behauptest immer, Frauen können nicht den Mund halten. Ich werde dir das Gegenteil beweisen und dir jetzt etwas erzählen, was ich bis jetzt immer für mich behalten hatte.“

Der Kaufmannsohn. Moritz bringt das erste Schulzeugnis nach Hause. „Papa, der Herr Lehrer hat mir heute mitgegeben e Kontoauszug!“

Erster Zahnarzt: „Ich habe eine so geschickte Hand, daß meine Patienten beim Zahnziehen sogar ruhig schlafen können.“

Zweiter Zahnarzt: „Das ist noch gar nichts; ich arbeite so gut, daß meine Patienten oft ihren Photographen mitbringen, weil sie beim Zahnziehen stets ihr freundliches Gesicht machen.“

Kindermund. Ein kleiner Junge spielt allein am Strafengraben. Fragt ihn eine fremde Dame: „Du spielst so allein, Kleiner. Hast du denn kein Schwesterchen oder Brüderchen?“ — „Aee, ich bin alle Kinder, die wir haben!“

Allerlei Wissenstwertes.

Auf dem Grunde des Ozeans hat man zwei neue Gebirgsketten entdeckt, und zwar die eine in der Nähe der Küste Ecuador; hier sind die Berge mehr als 5000 Fußhoch. Eine zweite Gebirgskette befindet sich im Norden von Juan Fernandez und erhebt sich bis zu einer Höhe von fast 10.000 Fuß.

Es ist gelungen, einen Scheinwerfer zu konstruieren, der an einer bestimmten Stelle fast Sonnenhitze entwickelt. Man hat an dieser Stelle, die nicht größer als ein Zweipfennigstück ist, eine Hitze von 10.000 Grad Fahrenheit gemessen, also etwa 5.500 Grad Celsius. Nach den neuesten Messungen aber liegt die Oberflächentemperatur der Sonne zwischen 5.700 und 6.150 Grad Celsius. Man hat berechnet, daß man, wenn man das Licht dieses Scheinwerfers steil nach oben richtete, es noch in einer Höhe von 1500 Kilometern über der Erde wahrnehmen könnte.

Nach den Berechnungen eines Gelehrten erwacht der gesunde Schläfer in der Nacht dreißig bis vierzigmal, ohne allerdings beim endgültigen Erwachen am Morgen eine Erinnerung daran zu haben. Daß ein Mensch wirklich die ganze Nacht pausenlos durchschläft, kommt nicht vor, ist vielmehr nur eine Täuschung des Betreffenden.

Bei unseren Vorfahren spielten Schönheitsflecke eine große Rolle. Ein Schönheitsfleck auf der Nase bedeutete, daß man viele Reisen machen würde, einer auf dem Kinn brachte Glück. Ein Schönheitsfleck über die Augenbrauen war das Zeichen, daß der oder die Betreffende sich früh verheiratete.

Schach-Ecke.

Alle Aufschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Schwarzschmidt Nr. 65 bei Teplitz-Schbnau.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 158.

Von Helarich Neuhaus, Meissen.

(I. Preis im Abschlußturnier des D. A. S. B. 1931.)
Schwarz: Kd4; Dh6; Ta3, c3; La7; Sb1, d2; Ba2, a1, f4, f6, g4, e7.



Weiß: Kc8; Da5; Te1; La1, g8; Sc7, g1; Bc2, e4, f2, f5.
Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 155: D12—c5!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Wenzel Adolf und Helzel Josef, Arnsdorf bei Halda; Habl Erwin, Nestersitz; Beutel Wilhelm, Arnsdorf bei

Höchst eigenartige Seearten waren bei den Eingeborenen der Marshall-Inseln in Gebrauch. Die Karten bestanden aus einem Rahmen von Palmrippen, der kreuz und quer durch Palmrippenstreifen verbunden war. Die Lage der verschiedenen Inseln war durch kleine weiße Muscheln angegeben. Nach diesen uns recht mangelhaft erscheinenden Seearten haben die Eingeborenen Kanufahrten bis zu 1000 Kilometer unternommen, so daß man sie also doch als zuverlässig bezeichnen muß.

In England werden von allen Ländern der Welt die meisten Orangen gegessen. Ein Drittel aller Apfelsinen wird nach Großbritannien ausgeführt, und jeder Engländer verzehrt durchschnittlich neunzehn Pfund jährlich, während in Deutschland und Frankreich nur sieben Pfund Apfelsinen jährlich auf den Kopf der Bevölkerung kommen.

Tetschen (Nr. 18 nach Be7—c8! Nebenlös., könnte Be7 nicht weggelassen werden?) Albert Ernst, Dömitz (siehe Lösung); Hieke Josef und Fritsch Anton, Markersdorf; Böhm Heinrich, Jousbach; Hyna Josef, Hyna Franz, Adam Johann, Goldbach Ferdinand, Grasshöfers aus Hostomitz; Rudek Peter, Brück (siehe Lösung); Mildorf Adolf und Döhnert Max, Tschau; Hilgarth Herrmann, Neu-Wistritz; Walter Ludwig, Robek Franz, Michel Rudolf, Schmied Ferdinand, alle aus Kwitkau; Triltsch Gustav, Wisterschan.

PARTIE Nr. 47.

Gespielt am 26. August 1933 in Warnsdorf.

Weiß: J. Wünsche, Warnsdorf. Schwarz: P. Hyna, Hostomitz.

Albinsgegen gambt:

Die Wahl fällt schon riesig schwer, nur einigermaßen das richtige zu treffen aus den vielen Zügen und Varianten, die auf den Damenbauer d4 angewendet werden. Man ist nicht berechtigt zu sagen, die orthodoxe Verteidigung und von dieser wieder die „Cambridge-Springs-Variante“ bewährt sich am besten oder die indische, tschechische und Tarrasch-Verteidigung ist vorzuziehen. Jedem wird diejenige zuzusagen, mit welcher er des öfteren Erfolg hat, dieser hängt wieder von den einzelnen Spielern ab. Kennt man den Partner, ob er Draufgänger oder ein umsichtiger Verteidiger ist, ob er auf Tempogewinn, nach der Schablone oder nach seiner Phantasie spielt, blockiert, kombiniert usw., ist schon ein kleiner Vorsprung erzielt, indem mit der Waffe gekämpft wird, die der Gegner nicht so gut handhaben kann, darum ist es gut, auch von den Eröffnungen Kenntnis zu haben, welche man selbst nicht spielt.

1. d2—d4 d7—d5

2. c2—c4 e7—e5

3. d4×e5 d5—d4

4. Sg1—f3

Auf e3? folgt Lb4f, 5. Ld2, d×c3. Auf a3, Sg3—e7.

5. Sb8—c6

6. Le1—d2

Meist geschieht statt des Textzuges 5. Sd2 das kann zu folgendem Abspiel führen 5. . . . Le6, 6. Sb3, L×c4, 7. Sb×d4, Dd5, 8. S×c6, D×c6, 9. De2, 0—0—0! Oder auch 6. Sb3, Lb4f, 7. Ld2, De7 8. Sb×d4, S×d4, 9. Sf×d4 0—0—0, 10. Sf3, L×c4.

5. Sg8—e7

6. e2—e3 Se7—g6

7. e3×d4 Sc6×d4

8. Ld2—c3 Sd4×f3

9. Dd1×f3 Dd8—e5

10. Sb1—d2 Lf8—g7

11. 0—0—0 Lc8—g4!

12. Df3×b7 0—0

Es gibt kein zurück, keine Planänderung, in diesem Stil hat der Kampf begonnen, sol. er auch endet, der Führer der Weißen denkt ebenso, er wehrt vorläufig ab die frechesten Figuren, um dann selbst, wenn Schwarz ihn zu Atem kommen läßt, mit vernichtenden Schlägen die Spitze abzubrechen, somit ganz erledigt wäre.

13. f2—f3 Lg4—f5

14. Db7×c7 Tf3—b8

15. g2—g3 Le7—a3

16. f3—f4 Sg6×f4

Es gibt kein Abweichen, kein Zögern.

17. g3×f4 Dg5×f4

18. Lf1—g2

Treibt den Schwarzen in die Verzweiflung und ahnt nicht, daß er sich damit selbst ruiniert. Durch eine Laune der Schachgöttin Calissa ist eine problemartige Stellung aufs Brett gezubert

19. Tb8×b2

19. Le3×b2 Df4—d4

Weiß gibt auf. Auch der Turmzug von d1—f1 bringt keine Rettung, es folgt Dd4×b2, Kd1; La3—b4. Anmerkungen von Franz Hyna.